Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich pünktlich mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Ledsohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Wißblatt „ULK“, der feuilet. Montags-Beilage „Reigen“, dem Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf. pro Quartal (für Berlin auch bei direkter Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M. pränumerando). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

XXII. Jahrgang.

Berlin, Donnerstag, den 28. Dezember 1893.

mmer 657.

Zum Quartalswechsel.

re geehrten auswärtigen Abonnenten werden höflichst die **Abonnements-Erneuerung thunlichst zu nnigen**, damit der regelmäßige Empfang unserer Zeitung Unterbrechung erleidet. Bekanntlich liefern die Post-er das Blatt nur gegen besondere Bestellung. bonnementspreis für das **wöchentlich 13mal erschei-e „Berliner Tageblatt“** und „Handels-Zeitung“ einen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: Humor. Wißblatt K“, illustr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, und den illetonistischen Montagsbeilage „Zeitgeist“, und den heilungen über Landwirthschaft, Gartenbau Hauswirthschaft“ beträgt nach wie vor nur . 25 Pf. vierteljährlich.

n abonnirt zu diesem Preise bei allen Postanstalten des schen Reiches, für Berlin bei sämmtlichen Zei-gsspediteuren, sowie bei der unterzeichneten Expedition. nehmen die Postanstalten in **Oesterreich-Ungarn, Schweiz, in Italien, Belgien, Luxemburg, land, Dänemark, Schweden, Norwegen, land, Bulgarien, Rumänien, Serbien,** sowie sche Postamt in **Konstantinopel** für die **Euro-sche Türkei**, und das Postamt in **Alexandrien** für sche Abonnements mit entsprechendem Postaufschlag ent-gen. **Im weiteren Ausland** ist nur „Kreuzband“-Abonne-möglich; es beträgt ein solches pro Monat 4 M. 70 Pf. und Vierteljahr im voraus zu bezahlen. In Ländern, welche nicht Weltpostverein angehören, beträgt das Abonnement monatlich 0 Pf.

Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

* * *

n täglichen Feuilleton erscheinen Original-Romane hervorragendsten Autoren. Im nächsten Quartal gelangen ende zwei prächtige Erzählungen zum Abdruck:

„Das Fräulein“ von **E. Vely**
und
Die Tochter der Sonne“ von **Wold. Urban**

Unsere Polen und die Reichspolitik.

n der letzten Zeit ist die veränderte Haltung unserer Regierung über den Polen vielfach Gegenstand einer erbitterten öffentlichen ung gewesen. Man erinnert sich der heftigen Verhandlungen preußischen Landtag, betreffend die Unterrichtssprache in den schulen der polnischen Provinzen. Ganz besonders wurde auf Deutschland hingewiesen, der durch die Einführung des Deutschen Unterrichtssprache für die polnischen Kinder erwachsen müsse. Kinder sollten in ihrer geistigen Entwickelung zurückbleiben, der Unterricht entbehre der moralischen Einwirkung auf die weichen, bildsamen jugendlichen Gemüther, und ganz besonders empfindlich leide unter diesem Sprachzwang der Religionsunterricht. Der Minister Bosse erklärte sich zur Abstellung aller unnöthigen Härte bereit, allein er ließ keinen Augenblick die begehrlich und begehrlicher gewordenen Polen darüber in Zweifel, daß es für die preußische Unterrichtsverwaltung in dieser Beziehung eine unüberschreitbare Grenze gebe. Hierauf schien diese Streitfrage eine Zeit lang begraben zu sein. Indessen brodelte es nur um so heftiger unter der glatten Oberfläche, und von Zeit zu Zeit stiegen allerhand Gasblasen an die Luft und verbreiteten, indem sie zerplatzten, recht scharfe, ätzende Dünste. Bald sollte eine Ministerialverfügung betr. die Wiedereinführung des Polnischen als Lehrgegenstand in den Volksschulen, bald sogar als Unterrichtssprache unmittelbar bevorstehen, bald sollte der Reichskanzler ein hierauf bezügliches Versprechen an den Erzbischof v. Stablewski gerichtet haben. Diese Gerüchte stellten sich aber sehr bald als falsch heraus, zum Mindesten waren sie geschmückten „neuen Kurs“ noch mehr zu verunglimpfen. Allein es war doch nicht wegzuleugnen, daß seit dem Sturze des Fürsten Bismarck in der Behandlung der Polenfrage eine grundsätzliche Veränderung Platz gegriffen hatte. Die Regierung wollte es wieder einmal mit Milde den Polen gegenüber versuchen, und sie zeigte nach den verschiedensten Richtungen hin ein nicht mißzudeutendes Entgegenkommen. Die Polen antworteten ebenfalls durch ihre veränderte Haltung in der Volksvertretung — aber wohl gemerkt nicht im Abgeordnetenhause, sondern im Reichstage. Sie bewilligten, wie man weiß, die Mehrforderungen für Heer und Flotte, sie zeigten sich auch in der Handelsvertragspolitik gefügig. „Fordern und Beten macht das Geschäft,“ pflegte der Fürst Bismarck zu sagen, und nach dieser Vorschrift handelte, so scheint es, auch Graf Caprivi. Eine sogenannte polnische Hospartei trat ins Dasein, machte wenigstens ihren Einfluß auf die polnischen Reichstagsmitglieder geltend. In gewissen politischen Kreisen erzeugte diese Wendung eine hochgradige Erregung, und man scheute sich nicht davor, die schärfste Kritik an dieser Haltung der Regierung anzulegen. Man zieh die Leitung der Geschäfte im Reiche einer sehr beklagenswerthen Schwäche, man wies auf allerhand ernste Gefahren hin, welche in unseren Beziehungen zu Rußland aus dieser polenfreundlichen Stellung unserer Regierung entwickeln könnten, zu müßten. Kurz, man bot den ganzen bekannten Heerbann zu einem wahren Kreuzzuge gegen die Regierungspolitik, insbesondere gegen den Reichskanzler Grafen Caprivi auf. Er galt nun einmal seinen Gegnern als ein in der Behandlung der Polenfrage nicht unbefangener Staatsmann.

Da erschien von nationalpolnischer Seite in einer gemäßigt konservativen Monatsschrift eine Reihe von Abhandlungen, in welchen auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, den „alten Kurs“ zu verlassen und den Polen gegenüber wieder eine freundliche Haltung anzunehmen. Nur dann würden die Polen sich kraftvoll der panslavistischen Hochfluth entgegen werfen und ihr weiteres Vordringen gegen Westen verhindern. Die polnischen Gebietstheile Deutschlands sollten gewissermaßen die Puffer zwischen Rußland und Deutschland abgeben. Beharre jedoch Preußen-Deutschland auf seiner Feindseligkeit gegenüber den Polen, dann würden sie schließlich trotz ihres Widerwillens dem von Rußland begünstigten Panslavismus in die Arme getrieben. Der Panslavismus aber sei die große Gefahr, welche dem Bestande des deutschen Reiches drohe; wer also eine wahrhaft deutsche Politik verfolge, der müsse mit Nothwendigkeit den Wünschen und berechtigten Forderungen der zu Deutschland gehörigen Polen alle nur irgendwie zulässige Berücksichtigung zu Theil werden lassen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, kommt der Verfasser jener Aufsätze zu dem Schlusse, die Bismarcksche Polenpolitik sei in ihrem letzten Ziele eine für Deutschlands Zukunft unheilvolle gewesen, und es bleibe kein Ausweg übrig, als sie gegen eine polenfreundliche zu vertauschen.

Es soll hier der unerquickliche Streit über die Vorzüge des „alten“ und die Nachtheile des „neuen“ Kurses nicht wieder angefacht werden. Allein die Frage muß aufgeworfen gestattet sein: „Ist sich dem Fürst Bismarck in seiner Polenpolitik stets gleich geblieben? Hat nicht Fürst Bismarck trotz verschiedener Warnungen, die ihm von liberaler Seite entgegen gerufen wurden, die Erhebung des Grafen Ledochowski auf den erzbischöflichen Stuhl von Posen-Gnesen mit der ihm eigenen Energie gefördert und durchgesetzt?

Indem wir aber diese Frage aufwerfen, haben wir zugleich das Wesen der preußischen Politik gegenüber den polnischen Gebietstheilen getroffen. Diese Politik ist von jeher — und das ist der schlimmste Vorwurf, den man ihr machen muß, — eine von einem Gegensatze zum anderen schwankende gewesen. Friedrich der Große freilich hielt seinen polnischen Neuerwerbungen gegenüber an den Grundsätzen des „despotisme éclairé“, wie er sich in seiner bureaukratischen Verwaltung [illegible] die zu seinen Zwecken [illegible] und fest. Er suchte der entsetzlichen Barbarei [illegible] entgegen zu arbeiten, er machte Land urbar, er trocknete Sümpfe, er baute Kanäle, er legte Städte und Dörfer an, er belebte den Verkehr, er sorgte für eine unparteiische Rechtsprechung, er befreite die Leibeigenen, er bewgte die unbegabthabende Schlechta unter das Joch des Gesetzes. Im Uebrigen ließ er gerade in jenen Landestheilen an seinem Axiom nicht rütteln, das bekanntlich kurz und bündig lautete: „Raisonnir' Er nicht!“ Diese Fridericianische Polenpolitik, welche einfach auf die Förderung der Kultur und des Wohlstandes gerichtet war, erlitt durch die Revolutionskriege naturgemäß eine durchgreifende Veränderung, die nach dem Wiener Kongreß geradezu in eine heillose Verwirrung umgewandelt wurde.

Von dieser Zeit an war der Systemwechsel gegenüber den Polen eigentlich das einzige System, das von Preußen befolgt wurde. Auf einen königlichen Statthalter, der dem Königshause nahe verwandt war und mit großen Machtbefugnissen ausgerüstet auftrat, folgte ein Oberpräsident aus der liberal-bureaukratischen Schule des Freiherrn v. Schoen, der wiederum durch einen reaktionären Beamten abgelöst wurde. Je nachdem in Berlin die eine oder die andere Strömung zum Durchbruch kam, wurden in Posen die Verwaltungszügel entweder straff angezogen oder locker gelassen.

Der Dornenweg.

Roman
von
Adolf Wilbrandt.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

3.

Dreiviertel auf sechs!“ sagte Juliane — es war am Nachmittag ächsten Tages — und blieb einen Augenblick vor der Wanduhr Sie ging wohl schon eine halbe Stunde in ihrem Boudoir und ab; nur eine blaßröthlich verhüllte Lampe brannte, denn Dämmerung that ihr gut. Die Einsamkeit fing aber an, sie zu bedrücken; sie hatte befohlen, Niemand einzulassen, Adams Klub, an den er sich neuerdings gewöhnte. Auch lag ihr die Abgeschlossenheit auf der bangen Seele, obgleich sie mit ihr sie wußte noch immer nicht: was wollte sie ihm? den empfangen? oder ausgehen, bevor er käme? oder ihn einbeweisen lassen? Die drei Möglichkeiten waren noch immer sie ließ sie gleichsam durch die Bahn gehn und weitlaufen. Muth zu machen, oder eigentlich Uebermuth, sang sie endlich, dann lauter vor sich hin; wie wohl Kinder im Dunkeln Sie sang nach einer Melodie der neuesten Operette ihren eignen Text: „Der Herr ist noch da, man kann sich noch entscheiden! Man kann sich noch enden, der Herr ist noch nicht da!“

„Wer ist da?“ fragte sie nach einer Weile nervös, da sie Herrn hörte. Paulinens Stimme antwortete: „Ich bins! und sie Herein. Pauline war im Hut und in einer langen, gefütterten beschneit, die Hände im Muff, die Wangen roth vom raschen in der Winterluft. „Also kommen Sie endlich!“ sagte Juliane. „Haben Sie ihn gesehen? Wie geht's ihm?“

„Herr Doktor Dittmar läßt schön grüßen,“ antwortete das „und es werde schon wieder gut. Er hat nicht mehr im gelegen wie heute Morgen, als der Wilhelm da war; ich hab' auf dem Sopha gesehen. Elend schaut er aus —

„Also doch nicht gut!“

Aber er sagt: „recht gut. Ausgehen tut er aber heut noch Er ist so matt,“ sagt er. „Aber sonst recht gut!“

„Hat er zum Doktor geschickt? Haben Sie ihn gefragt?“

„Ja freilich, ich hab' ihn gefragt; aber da hat er nur mit dem geschüttelt und so mit der Hand gemacht . . . Sie machte ihm nach.“

„Also nun hören Sie!“ sagte Juliane, die jetzt vor Unruhe Paulinens Jacke auf und dann wieder zuknöpfte; „und geben Sie gut Acht! Ich hab' den Wilhelm fortgeschickt, weil er nicht sehr gescheit ist und — und leicht mißversteht. Auch der Anton ist fort. Ich verlaß mich auf Sie, mein Kind. Bleiben Sie im Vorzimmer. Es wird ein Herr kommen, den Sie von früher her kennen; Graf Wildhagen — mein erster Mann. Er wird nach mir fragen. Sagen Sie ihm dann — — Sagen Sie ihm dann — —“

Sie ließ Paulinens Jacke los und ging wieder auf und ab. Das Mädchen wartete einige Zeit; auf die „Kommen“ und Seltsamkeiten ihrer Herrin war sie eingelernt. Ihr war aber dann, als hörte sie klingeln; etwas beunruhigt fragte sie: „Um Vergebung, gnädige Frau! was soll ich dann sagen?“

Juliane zuckte die Achseln. Sie warf wieder einen Blick auf die Uhr, zum Fortgehen ist es schon zu spät! dachte sie. „Jetzt könnt' ich ihm schon an der Hausthür oder auf der Treppe begegnen; und was mach' ich dann? — Jetzt ist's aus mit der Freiheit; ich muß mich entscheiden . . . „Pauline!“ sagte sie laut. „Was für ein Datum haben wir heute?“

„Den dreiundzwanzigsten Januar, gnädige Frau.“

„Den dreiundzwanzigsten Januar!“ Juliane machte ein entlärmtes Gesicht. Sie hatte sich entschlossen, den Grafen durch Pauline abweisen zu lassen, wenn es ein ungerader Tag wäre, und bei einer geraden Zahl ihn zu empfangen. Jetzt fühlte sie erst ganz deutlich: zum Abweisen bezaung ihr der Muth. „Ich wußt' es ja: ich bin feig. . . Ich werd' ihn doch annehmen und mich furchtbar stark machen und ihm eine Vernunftpredigt halten, so daß er nicht wiederkommt; im Angesicht der Palmen von damals werde ich ihm klar machen — —“

Sie war mit sich einig. „Also was Sie ihm dann sagen sollen?“ fragte sie zurück. „Daß ich ihn ersuchen lasse, ein paar Augenblicke auf mich zu warten. Sie führen ihn in den Wintergarten und kommen dann herauf und sagen es mir. — Aber was ist das? Wer spricht denn da draußen?“

Pauline horchte an der Thür zum Vorzimmer. „Der Herr von Tettau,“ sagte sie leise.

Ein Schreck oder ein starkes Mißvergnügen lief über Julianens gereztes Gesicht. Wie ist denn das möglich? fragte sie, ihre Hände zusammenballend. Wer hat ihm denn geöffnet?“

„Ach, verzeihen Sie, ich wird wohl der Nikodemus gethan haben; der hat gewiß nicht gewußt“ —

„Ist denn der wieder hier?“ fragte Juliane, zum ersten Mal hart gegen das Mädchen. „Mir scheint, der wohnt schon bei uns! Wir ernähren ihn wenigstens, scheint mir; denn er hat ja keinen Beruf, wie ich höre, er treibt sich nur so herum. Hängen Sie denn so sehr an dem Menschen? Der Mensch ist mir unheimlich.“ —

Sie sprach nicht weiter, denn es ward geklopft. Während sie noch zögerte, Herein zu sagen, ging die Thür schon auf, und Tettau erschien. Er war ein erschreckendes Bild des Elends, nicht nur mageerer, farbloser, mit schlaffer und verwelkter Haut, sondern auch so verstörten Ausdrucks, daß man hätte denken können, er sei nicht bei Sinnen. Doch machte er eine elegante Verbeugung wie immer, grüßte mit der starkgeaderten Hand und sagte: „Sie entschuldigen. Sie riefen doch schon Herein?“

„Ich wüßte nicht“, sagte Juliane kurzab. „Gehn Sie, Pauline. Sie wissen also —!“

Das Mädchen nickte und ging.

Juliane schloß auf einige Augenblicke die Augen, als solle Sie jetzt einen Abhang hinunterfahren, oder ins Wasser springen, oder sonst etwas erleben, vor dem Einem gelinde graut. „Was wollen Sie, Tettau?“ fragte sie dann. „Ich wollte eigentlich allein sein, muß ich Ihnen sagen. Machen Sie mir jetzt, bitte, keine Szene, ich vertrage nichts, mir ist gar nicht gut. Am besten, wenn Sie wieder gehn!“

„O, ich werde gehn“, erwiederte Tettau; „seien Sie unbesorgt. Ich falle Niemand zur Last! Nur eine Frage wollte ich mir erlauben — weiter nichts, weiter nichts. Und Die einmal sagen —“

Sie zuckte und trat auf ihn zu, so daß er verstummte. „Sie werden — Sie werden ganz leise sprechen, hören Sie wohl: Pauline ist im Vorzimmer. Und Sie werden auch nicht Du zu mir sagen —“

Er verneigte sich, die Hände resignirt von sich streckend: „Ganz wie Sie befehlen! — Ich darf mir aber doch wohl erlauben, Ihnen zu bemerken: ich habe sehr viel ertragen — sehr viel — und ich bin zu Ende. Ich habe diesen Jenner ertragen — ich hab Ihnen Alles geglaubt, was Sie mir darüber sagten —“

„Sie haben es geglaubt?“ fiel sie ihm ins Wort. „Nichts haben Sie geglaubt!“

„Ich berichtige mich: ich habe mir alle Mühe gegeben, es zu glauben; mehr kann man vom Menschen nicht verlangen, das ist Ihnen zu bekannt. Jenner besucht Sie auffallend oft; das ist Anhänglichkeit, sagen Sie Freundschaft, Sie lieben es,